

Das Leiden

Autor(en): **Kaiser, Isabelle**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 9

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636582>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Beruf gewidmet, ohne an persönliches Glück zu denken. Ihr Leiden hat sie geädelt, ihr Leiden brachte ihrer Kunst die Größe.

Am 2. Oktober 1866 wurde Isabelle Kaiser in Bedenried geboren. Ihre Jugend verlebte sie in Genf, wo ihr



† Isabelle Kaiser (gestorben am 17. Februar).
Phot. Ed. Abel, Zürich.

Vater die Zeitung „La Suisse“ herausgab. Hier entwickelte sich des jungen Mädchens erwachender Geist sehr bald zu dichterischem Schaffen. Nach dem Tode des Vaters nahm die Familie in dem väterlichen Geburtsort Zug Wohnsitz. Da hielt der Tod reiche Ernte; Vater, Großvater, Bruder und Schwester trug man hinaus auf den stillen Kirchhof und so zog Isabelle mit ihrer Mutter nach Bedenried. Eine Lungentrunkheit warf sie aufs Krankenlager. In den hohen Bergen und an der Riviera suchte sie Heilung und Genesung. Dann folgte eine fruchtbare Zeit emsigen Schaffens. Rasch aufeinander entstanden die Werke: „Wenn die Sonne untergeht“, „Sorcière“, „Héro“, „Vater Unser“, „Vive le roi“.

Neues Leid erstand in dem Tod der über alles geliebten Mutter, die in kalter Winternacht im Jahre 1905 begraben wurde. Die vom Leben Abgeschlossene fühlte sich noch einsamer — — „Da ereilte mich ein Nervenfieber und führte mich, still ergeben, bis zum Gestade der Toten... Aber Mutter schickte mich wieder heim, der Welt zu... weil es noch nicht Ruhezeit war.“

Mit neuer Kraft nahm sie das Leben wieder auf. Die erste, deutsche Gedichtsammlung „Mein Herz“ erschien, dann der Unterwaldner Roman „Der wandernde See“ und „Die Friedensucherin“.

„Der wandernde See“ ist ein meisterhaft geschriebener Roman, aus der bodenwurzelnenden Kraft des Bergvolkes geboren; vollblütiges Leben atmend. Noch höher aber steht „Die Friedensucherin“, ein Roman aus dem Leben einer Frau. Hier hat die Künstlerin ihr Bestes gegeben. Durch das ganze Werk zittert das Menschenleid, weht ein Hauch göttlicher Liebe. Und wenn wir zu Ende gelesen, erkennen wir die Geschichte ihres eigenen Lebens...

Wieder kam Krankheit und mit ihr unsägliches Schmerzen. Fünf Jahre größter Qual! Auf einer Vortragsreise kam der Zusammenbruch — — — der Kampf mit dem Tod. In aller Welt war sie bereits totgesagt. Und auf der Bettdecke des Krankenlagers häuften sich die Kondolenz-

briefe und Nekrologe zu Hunderten. Noch einmal siegten die Kräfte des Lebens. Die Genesung führte die Dichterin bis nach Afrika. Und sie kämpfte unermüdlich und schuf neue Werke: „Le Jardin Clos“, eine französische Gedichtsammlung, und die Novellen „Von ewiger Liebe“. Das waren die letzten bedeutenden Gaben. Dann wurde es still und stiller... langsam erlahmten die Kräfte.

Isabelle Kaiser ist tot! Aber ihr Geist lebt! Er lebt in den Herzen jener, die sie verehrten und liebten! Und deren Zahl ist wahrhaft eine große!

Sie aber ruht nun aus von dem mühsamen Erdenwallen. Und sie verdient die Ruhe. Aber auch die Ehrung ihres Volkes, das trauernd an ihrem Grabe steht. Sie gab ihm Herzblut. Möge sie dafür Herzensliebe ernten.

Der Februarwind orgelt in den Lüften, die Wellen des Vierwaldstättersees singen ihr altes Lied. Auf dem stillen Kirchhof in Bedenried jubelt ein Vöglein sein erstes Frühlingslied. Sie aber schläft still — — — sie hat vom Leben Abschied genommen!

Das Leiden.

Von Isabelle Kaiser.

(Nachdruck verboten.)

Vom Leiden will ich künden.

In seinem Reichen stand mein Leben.

Ihm verdanke ich die Offenbarung aller Schönheit der Welt. Darum soll ihm keine Klage, sondern ein Preislied angestimmt werden. Alle Tore zum Wunderland der Verheißungen schloß es mir auf und löste mir die demütigsten Rätsel, die oft die schwersten sind.

— — — Wenn ich mein Leben in seinen Höhen und Tiefen überblide, so erkenne ich, daß das Leiden mich treulich vom Abgrund der Verzweiflung zum Berge der Läuterung emporführte.

— — — Ja, sogar das Leiden wird in der Erinnerung schön, da es die höchsten Kulturwerte in sich birgt.

— — — Ein Pflug ist das Leiden, den Gott durch die Furche unseres Lebens führt, auf daß der windverwehte Samen im lockeren Boden besser keime! Durch eigenes Leid drang ich zum Verständnis der Leiden der Anderen... zum Mitleiden und zur Güte: das ist der goldene Niederschlag des Leidens. Dem Leiden verdanken wir sogar unsere Züge, die durch seinen unerbittlichen Meißel ein eigenes Gepräge erhalten. Denn:

„Eine Gerechtigkeit gibt es auf Erden,
Daß aus Geistern Gesichter werden!“

Nein, es gibt kein besseres Licht als das Leiden, um das Leben in seinen Tiefen zu beleuchten. Ihm verdanke ich die Ländertunde und das Eindringen in fremdländische Art und Sitten. Wo und wann ich mich auf Reisen begab, so geschah es nicht aus Lust am abenteuerlichen Leben. Nein! es galt jedesmal ein schweres Erlebnis oder eine Trauer zu überwinden!

Wenn ich nun schon lebend vom Tode weiß, so ist es, weil ich zweimal dem Tode ins ernste Auge sah und da ich von den Gestaden des Todes zurückkehrte, so ist es mir oft, als überlebte ich mich und so kann ich von mir reden, wie man von Toten spricht: in abgeklärter Weise. Denn nach jeder Rückkehr zum Leben empfand ich, daß mein ordenschwerer, umschleierter Verstand durch das Tal der Todes Schatten zu neuem Licht und zu neuer Erkenntnis gelangte. Und so empfinde ich nun den Tod nur wie das Deffnen eines goldenen Tores!

Demütig wird man im Schatten des Todes und je länger man lebt, um so tiefer und reicher wird das Leben, wie die See, je weiter man auf ihren Wogen seligen Gestaden zutreibt. — — — So hielt ich immer Stand, wenn

die Schläge des Schicksals auf mich herniedersausten, denn ich merkte bald, daß ich in der Schmiede stand, aus der die Feuerfesten hervorgehen... Es war mir oft, als spiele die Gottheit Ballspiel mit mir und als sollte ich höher fliegen, je stärker die unsichtbare Hand schlug. — — —

Und wer sich der Kunst weihet, muß gleichsam mit dem eigenen Glück dasjenige, das er anderen verschaffen kann, erkaufen — — —

Denn ein hohes Leiden ist die Kunst — — —; aber das Leiden ist die höchste Kunst!

(Aus einem unveröffentlichten Manuskript Stabells Kaisers im Besitz von Karl Gruy.)

Politische Wochenschau.

Das politische Ereignis der Woche ist eine Rede, aber eine Rede, die schon Tat wurde und der Taten folgen werden. Joseph Caillaux, der Defaitist, der Verräter, der Verurteilte und Geächtete, ist als politische Macht plötzlich auferstanden aus dem Grab der Untätigkeit, in das ihn der Haß, die Verblendung, die Kriegspsychose Clémentaues und Poincarés gestoßen hatten. Die Liga der Menschenrechte hat ein Riesenbankett mit 2500 Teilnehmern veranstaltet. Die Blüte der Linkskartellpolitiker war zugegen. Nur Herriot fehlte und die Vertretung der sozialistischen Deputierten. Und doch sprach Caillaux für das Programm der Linken, deren Sieg am 11. Mai 1924 ihm die Amnestie sicherte. Sein Dank galt Herriot — seinem Wegbahner und Herold. Denn Caillaux geht weiter und in einigen Dingen in anderer Richtung als die gegenwärtige Regierung. Der ehemalige Maître von Lyon hat mit der vatikanfeindlichen Politik die Alerikalen gegen sich aufgebracht. Die unheimliche Frankenbaße erschüttert in den hilflos Bedrohten das Vertrauen zu dem der Währungsfrage machtlos gegenüberstehenden Ministerium. Es könnte sein, daß der Weg von „Magic City“ an den Dai d'Orsay, vom Bankett zum Ministertisch führt. Caillaux war wohl immer ein scharfer, nie aber ein schlechter Politiker, wenn er auch eine Zeitlang unterlegen ist. Ehrevoll, denn er hielt an seinen Grundsätzen der Veröhnung und Verständigung mit Deutschland fest. 1911, während der Marokkokrise, hat er den Ausbruch des Krieges verhindert, 1914 war er ohnmächtig, 1918 appellierte er an die Vernunft und Versöhnlichkeit der Franzosen: das zeichnete ihn als Hochverräter, trug ihm 3 Jahre Gefängnis, 5 Jahre Verbannung aus Paris, was politischer Tod bedeutet, ein. Heute über schaut er klar die Lage Frankreichs und verteilt klug Pflichten und Rechte nach links und rechts. Vielleicht ist er der kommende Mann. Frankreich sucht sein Heil in der Finanzreform. Loucheur rühmte die Gaben des Finanzzaubers Caillaux und fand großen Beifall. Die Regierungspresse liebgeliebt schon mit dem Zukünftigen. Wird Herriot, der mit der Opposition schwer ringt, am Ende durch den Freund und Gefinnungsgegnen gestürzt? Caillaux hat die Gabe des schmiegsamen Diktators, der sich bis weit in die Flügel des Parlaments durchsetzen wird. Er verfehlt seine Stunde sicher nicht.

Unter dem Eindruck dieses folgenschweren Ereignisses erscheinen die Kammervorhandlungen und Regierungsbeschlüsse von so sehr problematischer Bedeutung. Das französische Spartakapital wurde mit 240 Milliarden Innenanleihen aufs äußerste ausgeschöpft. Eine Dollaranleihe soll der Finanznot steuern. Aber Clémentel sagte es zum xten Male schon: die Stabilisierung des Frankens hängt von der Regelung der interalliierten Schulden ab. Jenseits des Kanals und des großen Teiches aber hat man für solche Binsenwahrheiten kein Gehör. Aus der Rede Loucheurs über das Finanzproblem konnte eine Stelle uns besonders interessieren. Der Kenner des internationalen Finanzwesens beklagt sich, daß schweizerische Banken deutschen Industriellen

französisches Geld geben. Wäre das so neu und auffsehen-erregend?

In Deutschland hatte der Reichstag neben den Untersuchungen in den Skandalprozessen ruhige Arbeit in kleineren Wirtschafts- und Verwaltungsgeschäften. Nicht ganz unerwartet, aber doch etwas früh, nach drei Tagen Lebensdauer, wurde das preußische Kabinett Marx vom Landtag heimgeschiedt. Es war aus 4 Zentrumsleuten, 1 Demokraten, 1 Fachminister und dem unentbehrlichen Sozialisten Severing gebildet worden. Die Deutschnationalen, die Volkspartei und die Nationalsozialisten sagten Sabotage an und mit einem Zufallsmehr von 221 gegen 218 Stimmen mißtraute man der Regierung, die daraufhin am 20. Februar zurücktrat. 5 Zentrumsmitglieder, die anders hätten entscheiden können, waren auswärtig. 2 wurden von der Partei deswegen ausgeschlossen. Nachahmenswert auch für schweizerische Parlamente... Im Oppositionslager träumt man von einer christlich-nationalen Koalition. Der unbeteiligte Betrachter aber wünscht den für die demokratische Regierungsform noch Unreifen einen recht ungnädigen und unbarmherzigen Diktator auf den Hals. Die Wirkungen der preußischen Regierungskrise auf die Haltung des Reichstages ist noch nicht abzusehen. Wahrscheinlich kehrt Marx als preußischer Ministerpräsident wieder. — Dr. Luther, der Reichskanzler, benutzte eine Atempause im Parlamentskampf, um sein Reich zu besuchen. Seine Reden erwecken den Eindruck, daß man einem besonnenen Kopf und einem Förderer des allgemeinen Wohls, nicht einem zu eng gebundenen Parteimann das schwere Amt anvertraut hat. — Ein bedauerlicher Konflikt ist zwischen Deutschland und Rumänien ausgebrochen. Die rumänische Regierung forderte seit Jahren eine Regelung der finanziellen Verpflichtungen, die der deutschen Regierung durch die Herausgabe von Banknoten in dem ehemals besetzten Rumänien erwachsen. Da Deutschland mit anerkennen und zahlen dieser Forderungen nicht schüchzig ist, droht Bukarest mit wirtschaftlichen Repressalien.

Neben der Erscheinung Caillaux interessiert in der letzten Zeit immer mehr ein anderer kommandierender Mann: Farinacci, der faschistische Generalsekretär, der Leiter des Nationaldirektoriums, die rechte Hand Mussolinis, diesen übertreffend an Parteifanatizismus, Zielstrebigkeit und konsequenter Machtausnutzung. In Cremona, dem einstigen Bollwerk des italienischen Kommunismus, hat er sich als Fascist tüchtig erwiesen: die Stadt ist von ihm gründlich gesäubert worden, heute gilt sie als eine der sichersten Burgen des Fascio. Die Presse wurde in der Hand Farinaccis das mächtigste Werkzeug seiner Ideen. Für ihn gibt es nur dies: Freund oder Feind. Er kennt die Psyche der Masse. Als der Fascismus nachgiebig wurde, frachte es in den Fugen seines Parteigebäudes und die bewundernde Achtung des Italiens vor ihm sank. Nach der Matteotti-Krise und der Kampfansage der Opposition hat er sich wieder ermannt. Die oppositionellen Parteien finden keine alles verbindende Formel für ihr Programm. Wahl- und Heeresreform sind von Mussolini durchgeseht worden, Neuwahlen finden noch lange nicht statt, die streikende Aventingruppe der Abgeordneten verliert den Kontakt mit den Regierungsgeschäften — Farinacci würde sie, wenn's nach ihm ginge, auszahlen und entlassen. Sollte der Duce müde werden —: der Nachfolger wäre nicht weit zu suchen. Der Fascismus steht sicherer als je auf den Füßen. — Ein nachbarlicher Hader zwischen Italien und der Türkei wegen einer Dase an der tripolitaniischen Grenze wird in diesen Tagen geschlichtet.

In England laboriert man an der Nichterfüllung des Genfer-Protokolls herum, das von der Kritik der Militär- und Schiffsexperten arg zerzaust wird. Man müsse die Dominions und die Alliierten noch näher und über Einzelheiten befragen, bevor man die endgültige Politik in bezug auf das Genfer-Protokoll festlegen könne. Abwarten heißt auch hier: ad acta legen. Zu dieser Verzögerungstaktik paßt